

 rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Christian Graf von Krockow

Die Deutschen vor ihrer Zukunft

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

Inhalt

Vorwort 7

Deutsche Depressionen 13

Der verlorene Feind:
Das konservative Dilemma 24

Die verlorene Utopie:
Das Dilemma der Linken 37

Der Geist und die Macht:
Traktat über das Utopiebedürfnis 59

Wiederkehr der Feindbilder?
Traktat über den Selbsthaß 73

Die Deutschen in Europa und in der Welt 97

Folgerungen für die Zukunft 114

Anmerkungen 129

Der Zusammenbruch der DDR und die
deutsche Einigung:
Hinweise zur Literatur 139

Namenregister 153

Deutsche Depressionen

«Jubelschreie, Trauergesänge» heißt ein Buch des ostdeutschen Schriftstellers Günter de Bruyn, das 1991 erschien.⁷ Die Freudenrufe sind freilich verstummt, doch um so lauter hallten die Trauergesänge. «Jener bis in die Spalten des Feuilletons hinein hochgejubelte Triumph, der das Ende der Nachkriegszeit und eine abermalige Stunde Null verkündete, jene Feststimmung, die ein geeintes Deutschland auf den Sockel hob, dem endlich, weil nunmehr frei von verjährter Last, ein neues Geschichtskapitel bis zur Druckreife geschrieben werden dürfe – und ein Dutzend beflissener Geschichtsschreiber stand mit gewetzter Feder bereit –, jene schon vor drei Jahren ekelerregende Maulhurerei ist ins Kleinlaute umgeschlagen, weil uns wieder einmal die Vergangenheit auf die Schulter klopft, uns als Täter, Mitläufer und schweigende Mehrheit kenntlich gemacht hat.» So Günter Grass 1992.⁸ Seinem Kollegen Stefan Heym geriet der Trauergesang schon Ende 1989 zur Publikumsbeschimpfung: «Aus dem Volk, das nach Jahrzehnten Unterwürfigkeit und Flucht sich aufgerafft und sein Schicksal in die eigenen Hände genommen hatte und das soeben noch, edlen Blicks, einer verheißungsvollen Zukunft zuzustreben schien, wurde eine Horde von Wütigen, die, Rücken an Bauch gedrängt, Hertie und Bilka zustrebten auf der Jagd nach dem glitzernden Tinnief. Welche Gesichter, da sie, mit kannibalscher Lust, in den Grabbeltischen, von den westlichen Krämmern ihnen absichtsvoll in den Weg gestellt, wühlten...»⁹

Grass und Heym sind herausragende Schriftsteller; ohne sie ist die Geschichte der Literatur in der Bundesrepublik und in der DDR nicht zu denken. Was immer man gegen sie vorbringen mag,¹⁰ es ist kaum zu bezweifeln, daß sie sensibel, vielleicht übersensibel reagieren auf das, was die deutschen Entwicklungen und Befindlichkeiten ausmacht. Ohnehin sind inzwischen – in Hoyerswerda, Rostock und anderswo – die «Horden von Wütigen» in ganz anderer Weise kenntlich geworden als an den Grabbeltischen bei Hertie und Bilka, und auch das läßt sich schwerlich bezweifeln, daß Verfinsterung, eine depressive Gestimmtheit die Nation überzieht. Sarkastisch ausgedrückt: Wenn schon sonst wenig oder nichts so zusammenwächst, wie es zusammengehört, dann ist es zumindest dieses Grau in Grau ihrer Gestimmtheit, das die Deutschen vereinigt.

Umstände, die die Misere erklären sollen, lassen sich leicht erkennen. Nur einige seien hier genannt.

Die ostdeutsche Industrie produzierte unwirtschaftlich, mit veralteten, vielfach schrottreifen Anlagen. Sie verfügte weder über moderne Absatzstrategien noch überhaupt über Markterfahrungen. Daher war sie dem Ansturm der überlegenen westdeutschen Wirtschaft nicht gewachsen und brach weitgehend zusammen, als die Währungsunion gleiche Bedingungen schuf. Als ein Beispiel sei das Symbol der Wohlstandsgesellschaft genannt, das Auto: Einzig in der rigorosen Abschottung der DDR konnte, vielmehr mußte man auf einen «Trabant» oder den «Wartburg» geduldig sparen und warten; unter westdeutschen Marktbedingungen aber ist mit solchen oder sogar schon moderneren Modellen die Firma Borgward bereits 1961 in Konkurs gegangen.

Auch die Abnehmer in Osteuropa konnten nicht mehr kaufen, als sie es mit harter D-Mark tun sollten. Im Ergebnis ist eine Arbeitslosigkeit entstanden, die vielfach – sofern man die

Regelungen zum «Vorruhestand» und andere Maßnahmen der Stilllegung noch hinzurechnet – Größenordnungen der Weltwirtschaftskrise um 1930 erreicht. Diese Erinnerung wirkt alarmierend, denn anders als in Großbritannien oder in den Vereinigten Staaten hat sich hierzulande die Wirtschaftskrise verheerend ausgewirkt. Sie hat Hitler zur Massenbewegung und schließlich zur Macht verholfen.

Zudem wird allen Bürgern der neuen Bundesländer eine gewaltige Umstellungsleistung zugemutet. Sie sehen sich mit einer Wirtschafts- und Rechtsordnung konfrontiert, die gegenüber den bisherigen, vergleichsweise einfachen und überschaubaren Verhältnissen als verwirrend kompliziert erscheint. Niemand mußte sich bisher mit Steuerproblemen plagen, keiner sich in Mietspiegeln, im Kleingedruckten der Versicherungen oder mit Kreditkarten auskennen. Jahrzehnte hindurch daran gewöhnt, zwar bevormundet zu werden, aber auch umfassend gesichert zu sein, sollen die Bürger jetzt auf eigenen Füßen stehen und selbst entscheiden. Wer kann es ihnen verdenken, daß sie sich überfordert – und oft genug übervorteilt fühlen?

Der sächsische Ministerpräsident Kurt Biedenkopf schildert den Sachverhalt, wenn er sagt: «Die Komplexität der ostdeutschen Gesellschaft zum Zeitpunkt der Wende entsprach etwa der Komplexität der Gesellschaft in Westdeutschland Anfang der sechziger Jahre. Da sind zwei sehr unterschiedliche Gesellschaften aufeinandergeprallt . . . Die kleinere ist von der größeren absorbiert worden, und zwar aufgrund des Willens der Menschen. Die Folge war, daß die Gesellschaft hier mit einer viel höheren Komplexität konfrontiert war, mit der sie überhaupt nichts anfangen konnte, von der sie nicht wußte, wie man so etwas überhaupt beherrscht.»

Die Voraussetzungen und Folgen reichen bis in die Wahr-

nehmungen und Beziehungen jedes einzelnen hinein; nochmals Biedenkopf: «In Westdeutschland haben sich während der Teilung enorme Bewußtseinsveränderungen vollzogen. Am bedeutsamsten war in meinen Augen die Emanzipationsbewegung von Mitte der sechziger bis Anfang der siebziger Jahre, die nach der Auflösung gesellschaftlicher Zwänge strebte... Diese Bewegung führte zur Freisetzung individueller Kräfte, was wiederum im wirtschaftlichen Bereich eine enorme Steigerung der Leistungsfähigkeit bewirkte, vor allem durch die immer stärkere Akzeptanz des zwischenmenschlichen Wettbewerbs in der Gesellschaft. Die Menschen hier haben diese Entwicklung nicht mitgemacht. Sie begreifen allmählich, daß man die wirtschaftlichen Leistungen, deren Ergebnisse sie im Westen sehen, nur unter der Voraussetzung erbringen kann, daß sich ihre bisher gewohnten Sozialbeziehungen grundlegend ändern.»¹¹

Übrigens haben nicht wenige Beobachter oder Besucher aus dem Westen, da ihnen der mühsame Alltag des Mangels ebenso erspart blieb wie die Bevormundung, die einfacheren Verhältnisse in der DDR zur Idylle verklärt. Auf die Frage, was denn die DDR in eine wie immer geartete Zweisamkeit der beiden deutschen Staaten einbringen könne, antwortete Günter Grass im November 1989: «Etwas, das vielleicht jedem aufgefallen ist, der mehrmals in der DDR gewesen ist, etwas, das uns hier fehlt: ein langsames Lebenstempo, entsprechend mehr Zeit für Gespräche. Eine interne Nischengesellschaft (ich glaube, der Ausdruck geht auf Günter Gaus zurück) ist da entstanden, etwas Biedermeierliches wie zu Metternichs Zeiten.»¹²

Wie aber kann man sich ins Biedermeier träumen, da es doch vom «System Metternich», von Zensur, Verfolgung und Unterdrückung aller freiheitlichen Bestrebungen so wenig zu

trennen war wie die Nischengesellschaft der DDR von der wuchernden «Staatssicherheit»? Mehr Komplexität bedeutet mehr Freiheit, eine Zunahme der Wahlchancen, über die jeder einzelne im Beruf, in der Partnerbeziehung, im Lebensstil verfügen kann; Beschneidung oder Unterdrückung von Komplexität zielt auf die handfeste Unterdrückung. Nur in der Utopie, im Nirgendwo, lassen sich Freiheit und Idylle vereinen.

Wie die langjährige Korrespondentin der «Zeit» in der DDR Marlies Menge es schildert, scheinen allerdings viele Menschen durch pure Betriebsamkeit aufholen zu wollen, was sie als Rückstand empfinden. «Wenn es mir früher in West-Berlin zu hektisch wurde, fuhr ich rüber in meine Ostberliner Wohnung oder zu Ostberliner Freunden. Sie arbeiteten alle, aber sie hatten Zeit für endlose Gespräche... Auch das ist jetzt anders. Viele der Freunde haben keine Arbeit mehr, sind arbeitslos, in Kurzarbeit oder im Vorruhestand, haben aber keine Zeit mehr. Inzwischen scheint es mir im Westen der Stadt manchmal weniger hektisch zu sein als in deren Osten.»¹³ Keine Frage, zu den westlichen Errungenschaften gehören auch die Lässigkeit und ein verfeinerter Lebensgenuß, die ebenso erlernt sein wollen wie das Konkurrenzverhalten.

Im Westen sehen die Bürger mit Schrecken, daß die Kosten der Einheit wachsen und wachsen: auf 400, vielleicht 1000 oder noch mehr Milliarden... Und ein Ende ist nicht abzusehen: Die Vorhersagen über den «Aufschwung Ost», der ein «blühendes Land» schaffen sollte und so greifbar nah zu sein schien, entschwinden immer mehr in eine unbestimmte Ferne. Gleichzeitig steigt die Staatsverschuldung ins Unermeßliche; die Inflation wird angeheizt; um gegenzusteuern, hält die Bundesbank die Zinsen nach Möglichkeit hoch und das Geld knapp, so daß sich eine Wirtschafts- und Beschäfti-

gungskrise auch im Westen abzeichnet. Beim Geld aber hört die Gemütlichkeit auf. Denn wie ein Historiker gesagt hat: «D-Mark und Goldmedaillen bilden den Kern des deutschen Nationalbewußtseins.»¹⁴ Vom «DM-Nationalismus», der die Wiedervereinigung überschattete, hat Jürgen Habermas gesprochen.¹⁵ Oder um den EG-Präsidenten Jacques Delors zu zitieren: «Nicht alle Deutschen glauben an Gott, aber alle an die Bundesbank.»¹⁶

Die westdeutsche Mißstimmung ist entscheidend dadurch geweckt oder jedenfalls verstärkt worden, daß niemand die Menschen auf Opfer vorbereitet hat, die für die Einigung zu erbringen sind. Hier, so muß man nüchtern feststellen, hat vor allem die politische Führung versagt. Helmut Kohl mag als der Kanzler der Wiedervereinigung in die Geschichte eingehen, der die Gelegenheit am Schopfe packte, die sich unerwartet bot. Wer hätte gedacht, daß er Michail Gorbatschow den vollständigen, auch militärischen Verzicht auf die DDR würde abhandeln können? Aber daß er im Wahlkampf 1990 die noch vorhandene Begeisterung nicht zum patriotischen Appell an die Opferbereitschaft genutzt hat, bleibt unverzeihlich. Und was einmal versäumt wurde, läßt sich kaum noch nachholen. Wie der Mann aus Moskau gesagt hat: Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.

Selbst wenn niemand die Kosten des Wiederaufbaus in den neuen Bundesländern gekannt hat, keiner das ganze Ausmaß der Verrottung, das die DDR in ihren Industriebetrieben, Städten, Verkehrs- und Telefonnetzen hinterließ, dann war doch abzusehen, daß es um Summen gehen würde, die sich nicht nebenher sozusagen aus der Portokasse und aus einem «selbsttragenden Aufschwung» bezahlen ließen. «*Zu spät*» steht darum – zumindest psychologisch – über dem «Solidarpakt» von 1993 geschrieben.

Freilich konnte auch der Kanzlerkandidat der SPD kaum überzeugen. Zwar hat Oskar Lafontaine die Kosten realistisch eingeschätzt und eine «Steuerlüge» vorhergesagt. Aber zugleich vermittelte er den Eindruck, als sei die deutsche Einigung etwas Lästiges, wovon man besser die Finger gelassen hätte, statt sich mit Leidenschaft zu engagieren. So haben die Politiker und die Parteien insgesamt drastisch an Ansehen verloren; nicht von ungefähr ist «Politikverdrossenheit» 1992 zum «Wort des Jahres» gewählt worden, mit ausdrücklichem Hinweis auf die begleitende Staats- und Parteienverdrossenheit.

«Was mit Mut begann, nach all den Demütigungen Selbstbewußtsein förderte, Witz, sogar Heiterkeit zuließ und kurze Zeit lang in beiden Staaten Freude machte, ist in Kümmeris umgeschlagen. Der deutschen Einheit Pate heißt Freudlosigkeit», meinte Günter Grass schon im Mai 1990. Und er grollte: «Geld muß die fehlende, übergreifende Idee ersetzen. Harte Währung soll mangelnden Geist wettmachen... Nicht allmähliche Annäherung der Deutschen ist gefragt, sondern ein Zuwachs an Absatzmärkten, weil umfassender Stumpfsinn alles dem alles regulierenden Markt überlassen hat. Selten ist im Verlauf der oft genug unglücklichen deutschen Geschichte eine tatsächlich historisch zu wertende Möglichkeit aus Mangel an gestaltender Kraft so kleinkrämerisch verrechnet, so dumpf nicht begriffen, so leichtfertig verspielt worden.»¹⁷

Jede andere, tatsächlich als historisch zu wertende Möglichkeit hätte allerdings vorausgesetzt, woran es offenbar fehlte. Wo gab es sie denn? Kein Politiker, kein Rat der Weisen und kein Schriftsteller hat sie als Vision entworfen, die die Menschen hätte überzeugen können. Sollten sie etwa – im Osten – den «wahren», «humanen» und «fortschrittlich-demokratischen» Sozialismus retten, der ihnen doch vierzig

Jahre lang gepredigt worden war und den sie als den real existierenden hatten ertragen müssen? Und wer wäre wohl – im Westen – bereit gewesen, dafür zu zahlen?

Nein, die Menschen in der DDR drängten schlicht aus ihrer Ummauerung heraus und zur Teilhabe am Wohlstand. Darum war ihr Staat verloren, als der «antifaschistische Schutzwall» brach, hinter den er sich 1961 gerettet hatte, um sein Ausbluten, die Massenabwanderung gerade der Tüchtigen und Leistungsfähigen zu verhindern. Eben dies drohte nicht nur, sondern vollzog sich vor und mehr noch seit dem 9. November 1989 erneut. Es ist seltsam, wie schnell in Vergessenheit gerät, was zu den eigenen Vorstellungen nicht paßt: Woche für Woche siedelten mehr als 15000 Menschen aus der DDR in die Bundesrepublik um; erst mit der Ankündigung der Wirtschafts- und Währungsunion für den 1. Juli 1990 begannen die Zahlen zu sinken. Daß den Politikern überhaupt etwas anderes blieb als ein Krisenmanagement, die Eindämmung der Flut durch den schnellen Anschluß, gehört daher ins Reich einer Geschichtsklitterung, die aus dem Wunschdenken stammt.¹⁸

Natürlich sind Fehler gemacht worden, bei der Währungsunion ebenso wie im Einigungsvertrag, bei den Rückgabe- und Entschädigungsregeln, bei der Konstruktion der Treuhand-Anstalt und in vielen anderen Fragen;¹⁹ vom versäumten Appell an die Opferbereitschaft war schon die Rede. Aber wie vollzieht man den Systemwandel von einer zentralistischen Verwaltung des Mangels zur Marktwirtschaft, wenn dafür vom Eigentum bis zum Recht die Grundlagen fehlen? Wie gliedert man einen Obrigkeitsstaat der Demokratie an – und zudem ein ruiniertes Land einem anderen, das zu den leistungsfähigsten und exportstärksten der Welt zählt?

Die westdeutsche Währungsreform von 1948 und das an-

schließende «Wirtschaftswunder» bleiben unvergleichbar. Denn die marktkonforme Rechts- und die Eigentumsordnung waren in Westdeutschland ebenso vorhanden wie die daran orientierten Menschen. Man mußte sie nur von der kriegs- und nachkriegsbedingten Zwangsverwaltung befreien. Außerdem blieben die Grenzen vorerst verschlossen; nirgendwo gab es die erdrückend überlegene Konkurrenz, der man vom einen Tag auf den anderen ausgesetzt wurde. Was also mit der deutschen Einigung sich als Aufgabe stellte, hatte noch niemand versucht, und es scheint so verständlich wie entschuldigbar, daß Fehler unterliefen. Aus ihnen könnte man sogar lernen, es künftig besser zu machen.

Übrigens wäre doch wohl zu fragen, ob es denn nur Fehler und gar keine Erfolge gab. Die Telekom zum Beispiel hat eine erstaunliche Leistung vollbracht; die Klagen darüber, daß keine Wirtschaftsentwicklung möglich sei, wenn man zwischen Frankfurt am Main und Leipzig, zwischen Düsseldorf und Potsdam nicht einmal telefonieren könne, sind verstummt, als hätte es sie nie gegeben. An der Verbesserung der Verkehrswege wird mit Eifer gearbeitet; die Kursbücher der Bundes- und Reichsbahn bilden eine spannende Lektüre, weil an ihnen sich von Jahr zu Jahr die Veränderungen und Verbesserungen der Ost-West-Verbindungen ablesen lassen. Und niemand, der in Mecklenburg oder Sachsen mit dem Auto unterwegs ist, muß mehr fürchten, keine Tankstelle mit bleifreiem Benzin zu finden. Daß man auf der einstigen Transitstrecke von Helmstedt-Marienborn nach Berlin die Fahrzeiten nicht mehr kalkulieren kann, mag zwar ärgerlich sein. Aber handelt es sich nicht um die Kehrseite einer positiven Entwicklung?

Die Lage in den neuen Bundesländern wäre differenziert, jedenfalls nicht bloß düster darzustellen. Mit nachhaltiger Hilfe aus dem Westen ist eine halbwegs funktionierende Ver-

waltung in Gang gebracht worden. Im Handwerk wie im Hotel- und Gaststättengewerbe wächst ein neuer Mittelstand heran; Handel und Bankwesen haben das «Westniveau» fast schon erreicht. Überall sieht man Baugerüste. Sogar im Bereich der Industrie und der Landwirtschaft gibt es Signale eines erfolgreichen Neubeginns, und viele Beispiele einer fruchtbaren Zusammenarbeit von Menschen und Betrieben aus West und Ost ließen sich beibringen. Insgesamt wächst nach der Talfahrt die Wirtschaft in Ostdeutschland jetzt wieder – und zwar deutlich stärker als im Westen. Dagegen sinken die Schadstoffemissionen; in vielen bisher verpesteten Orten kann man wieder durchatmen; die Reinigung der Gewässer hat zumindest begonnen.

Und wie ist es zu werten, daß Deutschland aufhörte, an der Frontlinie des Kalten Krieges ein waffenstarrendes Gebiet zu sein? Die ehemals sowjetischen Streitkräfte ziehen ganz, die amerikanischen, britischen und französischen zu erheblichen Teilen ab. Die Bundeswehr wird drastisch verkleinert, und die Nationale Volksarmee der DDR ist verschwunden. Dabei wurde die Auflösung oder Eingliederung dieser Armee erfolgreich bewältigt. Kurzum: Der Alptraum militärischer Konfrontation in Mitteleuropa ist gewichen, die Rüstungslasten schrumpfen; wie kaum jemals in seiner Geschichte ist Deutschland – nach einem Wort des Bundesaußenministers Kinkel – «von Freunden umzingelt».

Doch was zählt das schon? Wer registriert das überhaupt? Man möchte sich, sarkastisch ausgedrückt, seine depressive Gestimmtheit nicht verderben lassen. Es herrscht eine selektive Wahrnehmung, ähnlich wie in den achtziger Jahren, als man um des lieben Friedens willen die DDR als einen Industriestaat sehen wollte, der trotz mancher Mängel erfolgreich voranschritt. Es handelt sich, mit anderen Worten, nicht nur

und vielleicht nicht einmal in erster Linie um die materiellen Probleme, um Arbeitslosigkeit, um Eigentums- und Steuerfragen, um Staatsverschuldung und Geldentwertung, sondern auch oder vor allem um eine geistige Krise; kaum zufällig treten Intellektuelle, besonders Schriftsteller als die Stichwort- und Gestaltgeber unserer Verfinsterung auf.

Daß allerdings die depressive Gestimmtheit nicht nur bei Feingeistern umgeht, sondern daß sie die Gemütslage der Nation beherrscht, daran kann kein Zweifel sein. Aber sie versteht sich nicht von selbst, sie bedarf der Deutung. Denn zumindest könnte sie doch gegenläufig durchmischt werden von einer Stimmung, um nicht zu sagen Begeisterung des Aufbruchs. Seit der Nachkriegszeit gab es eine solche Fülle von Aufgaben nicht mehr, die den Einsatz lohnen und allen, die ihn wagen, durch Mühsal und Arbeit hindurch die Chance einer Lebenserfüllung bieten. Max Weber hat einmal vom Epigonentum als dem schwersten Fluch gesprochen, «den die Geschichte einem Geschlecht als Angebinde mit auf den Weg zu geben vermag»²⁰; positiv hat er «ein starkes langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß zugleich» benannt.²¹ Heute, wie selten in der Geschichte, könnte der Neubeginn uns vom Fluch des Epigontums befreien, und der harten Bretter gibt es jetzt wahrlich genug.

Woher also stammt die deutsche Verdüsterung?